

waren. Die Unternehmer gehörten im ständischen Sinne zur Gildenkaufmannschaft [...].“ An dieser Stelle hätte der Hinweis erfolgen müssen, dass dies nur bis zur Einführung der Gewerbesteuer 1898 galt.

Einleitend stellt Lindner fest, dass das Zarenreich nur in Anfängen in eine durch politische Partizipation, staatliche Institutionalisierung und bürgerliche Libertät charakterisierte Phase der Moderne eingetreten ist (S. 16). In Neurussland bildete sich, so Lindners These, kein Bürgertum als Sozialformation. Vielmehr amalgamierten sich Unternehmer und Kaufleute aufgrund gemeinsamer Verhaltensweisen, die der Verfasser als Bürgerlichkeit deutet. Sie substituierten partiell den Adel als Mäzenaten, gestalteten und prägten zunehmend den städtischen sozialen Raum und seine Kultur (S. 29, 117f.). Dies klingt plausibel – und doch bleiben Zweifel. Bürgerlichkeit ist anders als beispielsweise im deutschen Kaiserreich kein zeitgenössischer Quellenbegriff. Im Gegenteil, die ausgeprägten Vorbehalte nicht nur der sozialistischen Revolutionäre, sondern auch der liberalen *intelligencija*, vom konservativen Adel ganz zu schweigen, sorgten dafür, dass der *buržuj* negativ konnotiert war. Auch Lindner hat in den ausgewerteten selbstreflexiven Zeugnissen keinen Protagonisten gefunden, der den Wunsch äußerte, „ein Bürger zu sein“, wie dies stellvertretend für viele andere im deutschen Kaiserreich der Althistoriker Theodor Mommsen formulierte. Insofern bleibt für das Zarenreich der aus der Verwendung der Kategorie Bürger und seiner Komposita zu ziehende erkenntnistheoretische Gewinn fraglich. Wäre es nicht gerade angesichts der ideologischen Aufladung des Bürger-Begriffs sinnvoller gewesen, eine neutrale analytische Kategorie zu verwenden?

Die Studie ruht auf einer bemerkenswert breiten Materialbasis. Lindner hat ein knappes Dutzend Archive der Russländischen Föderation und der Ukraine besucht. Zwar weist er darauf hin, dass die Quellendichte in den einzelnen Lokalarchiven sehr unterschiedlich ist. In Ekaterinoslav/Dnepropetrovsk beispielsweise seien etwa 95 Prozent der Bestände während des Zweiten Weltkrieges verloren gegangen. Tatsächlich wird

Ekaterinoslav im einführenden Kapitel weniger detailliert behandelt als die übrigen Städte. Das Spannungsverhältnis von nominellem Reichtum der Stadt – sie verfügte zur Jahrhundertwende nicht nur über das größte städtische Budget aller Städte Neurusslands, sondern zählte auch im imperialen Kontext zum führenden Dutzend – und eklatanten Mängeln der Daseinsvorsorge wird gestreift, aber nicht grundlegend geklärt.

In der Regel beschreibt Lindner seinen Gegenstand sehr dicht, wobei die Detailfülle gelegentlich zu Redundanzen führt. Dem hohen Niveau der Darstellung tut dies jedoch kaum Abbruch.

Zu bedauern ist nicht nur, dass die Überschriften der zahlreichen Unterkapitel keine Aufnahme in das Inhaltsverzeichnis gefunden haben. Auch bleiben zuordnende Kategorisierungen gelegentlich willkürlich. So wird nicht klar, ob die sich aus Unternehmern, Professoren, Angehörigen der freien Professionen etc. rekrutierende städtische „Gesellschaft“ sozialstratigraphisch der Mittelschicht (S. 29, 237, 373) oder der Elite respektive Oberschicht des Zarenreichs zuzurechnen ist (S. 45, 55).

Die hier geäußerten Einwände beeinträchtigen allerdings nicht das positive Gesamtbild einer überaus facettenreichen Studie. Sie liefert wichtige Erkenntnisse zur Stadtgeschichte, zur Industrialisierung und vor allem zur Unternehmerschaft in den neurussischen Gebieten des ausgehenden Zarenreichs.

Lutz Häfner

Thomas Bürgisser: „Unerwünschte Gäste“. Russische Soldaten in der Schweiz 1915–1920. Zürich: Pano Verlag 2010 (Basler Studien zur Kulturgeschichte Osteuropas, Bd. 19). 238 S. 38,- €

„Man muss die Leute, auch wenn es russische Deserteure sind, nur als Menschen behandeln.“ Die Zürcher Arbeiterschaft war in ihrer Veröffentlichung im August 1918 zu der Erkenntnis gelangt, dass die in der Schweiz internierten russischen Soldaten des Ersten Weltkriegs anständig behandelt werden sollten. Rund 3000 Soldaten des Zaren waren

während des Krieges in die Eidgenossenschaft geflohen – desertiert aus dem in Frankreich kämpfenden russischen Expeditionskorps, geflohen aus deutschen und österreichischen Gefangenenlagern. Mühsam war ihr Weg in die Schweiz, wo sie sich sicher glaubten. Ihre Situation dort war aber eine besondere: Die Schweizer Behörden nahmen die Flüchtlinge zwar auf – aber ungern. Denn die Russen waren den Europäern gar nicht ähnlich: Unkultiviert, wild, halbasiatisch erschienen sie den Behörden und Zivilisten. Und dann kam auch noch das russische Revolutionsjahr 1917: Waren die Russen nun auch eine Gefahr für die Schweizer Demokratie?

Thomas Bürgisser erzählt die Geschichte der in die Schweiz geflohenen Russen und damit nicht nur eine Geschichte des schweizerischen Bundesstaats in seiner schwersten Bewährungsprobe: Der Landesstreik 1918 wäre beinahe das Ende des Staats gewesen. Der Autor berichtet gut lesbar und unterhaltsam, wie die europäischen Mächte den Untergang des alten und das Entstehen des bolschewistischen Russland bewerteten. Entstanden ist somit ein auf einer Vielzahl von schweizerischen Quellen basierendes Buch, das den Ersten Weltkrieg nicht aus Sicht der Schützengräben oder diplomatischen Salons erzählt, sondern aus der Perspektive russischer Kriegsgefangener und ihrer Schweizer Wachmannschaften.

Bürgisser versteht es, einzelne Episoden zu verbinden: das revolutionäre Russland, das bereits in der Schweiz aktiv war und mit Lenins berühmter Zugfahrt aus Zürich zur Weltrevolution schritt; das antibolschewistische Russland, das sich anschickte, Lenin zu stürzen; die aus Russland geflohenen Ausländer, die ihr Kapital zurückgewinnen wollten. Dazwischen agierten die gefangenen Soldaten, die sich vor allem wünschten, nach Russland zurückkehren zu dürfen. Zermüht und ausgemergelt von Krieg und Flucht mussten sie in der Schweiz hart arbeiten und waren spätestens seit dem Jahr 1917 die „unerwünschten Gäste“, die man „ausschaffen“ wollte. Dabei hatten sie oft versucht, sich zu arrangieren, und verrichteten gute Arbeit. Doch die Angst vor den Bol’ševiki führte zu

einer antirussischen Politik: So verhasst war den Grenzwachen in Basel schließlich das neue Sowjetbanner, dass sie es bei der „Ausschaffung“ der letzten Russen in Fetzen rissen. Dies ist nur eine kleine Episode aus dem Buch, das auf der Grundlage von bisher unbearbeiteten Quellen dazu auffordert, viele bekannte Berichte über den Krieg neu zu denken.

*Jörn Happel*

*Claudia Weiss: Wie Sibirien „unser“ wurde.*

Die Russische Geographische Gesellschaft und ihr Einfluss auf die Bilder und Vorstellungen von Sibirien im 19. Jahrhundert. Göttingen: V&R unipress 2007. 261 S., 21 Abb., 44,90 €

Vor kurzer Zeit verortete Karl Schlögel Sibirien als „deutsche Seelenlandschaft“. Was auch immer die Faszination dieses Subkontinents in den Köpfen der Deutschen hervorgerufen mag, in jedem Falle war er seit den Zeiten des Danziger Arztes Daniel Gottlieb Messerschmidt (1685–1735), der in den 1720er Jahren im Auftrag Peters I. sieben Jahre dort forschte, eine Domäne der deutschen bzw. deutschsprachigen Wissenschaft; genannt seien hier nur Johann Georg Gmelin, Georg Wilhelm Steller, Heinrich von Langsdorff, Alexander von Humboldt und Wilhelm Radloff. Die Tradition setzt sich offensichtlich auch im 21. Jahrhundert fort.

Claudia Weiss beschäftigt sich in ihrer Hamburger Habilitationsschrift mit der 1845 gegründeten „Russischen Geographischen Gesellschaft“ mit Sitz in der Hauptstadt St. Petersburg, die schon 1851 Filialen in Irkutsk (Sibirien) und in Tiflis (Kaukasus) gründete. Dem Namen der Gesellschaft fehlt bei Weiss das nicht ganz unwichtige Adjektiv „Kaiserlich“. Ihr Präsident war für über vierzig Jahre Großfürst Konstantin Nikolajevič, ein Sohn Kaiser Nikolajs I. Auch wenn er, wie die Verfasserin schreibt, nur „rein repräsentative“ Aufgaben und Funktionen übernahm, war er doch wohl eine einflussreiche Persönlichkeit, die Mittel beschaffen und Türen öffnen konnte. In der Gesellschaft nahmen übrigens nach Russland eingewanderte Deutsche bzw. Deutschbalten, wie etwa